

**Georg Weber**

# **Blinde Wut**

**Roman**

 **EDITION KÖNIGSTUHL**

*Iam scio, inquit, morbi tui aliam vel maximam causam:  
quid ipse sis, nosse desisti.*

*Ich kenne die andere, die übergroße Ursache deines Leidens:  
Du weißt nicht mehr, was du bist.*

Boethius

# I

Mit Sandra ging es schon lange nicht mehr gut.

Langsam, fast unmerklich, hatte sich die alte Vertrautheit zwischen uns aufgelöst und hatte etwas Neuem Platz gemacht, für das ich keine Worte fand, so sehr ich mich auch bemühte. Wie stark die Dinge sich verändert hatten, zeigte sich in den kleinsten Facetten, schon an der Art, wie mich Sandra nach der Arbeit begrüßte. Es blieb bei flüchtigen Sätzen, bei einem kurzen Kuss.

Ein trübes Licht lag über allem. Wenn ich Sandra abends abholte, wusste ich nicht, wovon ich reden sollte. Wir gingen auf der Straße nebeneinander her, und ich hoffte, sie würde einen Anfang machen, würde zu sprechen beginnen, in ihrer alten, unbekümmerten Art. Doch alles blieb, wie es war.

Am schlimmsten waren die Sonntage. Wir saßen beim Frühstück, der ganze Tag lag vor uns, und es breitete sich Schweigen aus, das von allem Besitz ergriff, das alles durchdrang und nicht mehr losließ. Widerwärtig, unglücklich, dieses Schweigen! Jedes Wort, jedes Thema schien fehl am Platz und barg die Gefahr, auf wortlose Missbilligung zu stoßen und neues Schweigen zu erzeugen.

«Das ist alles nicht so schlimm», hatte ich mir lange gesagt. «Das geht vorbei. Das erledigt sich von selbst.» Ich kannte Sandra doch. Schließlich waren wir vier Jahre zusammen, schließlich hatte ich etwas aufgebaut, das jedermann anerkennen



## IV

Ich ging noch fünf Schritte hinter dem Friseur her. Inzwischen waren wir die einzigen Leute in dem Torweg, der Verkehrslärm war hinter uns zu einem beständigen, fernen Rauschen geschrumpft, in dem sich gelegentlich das gedämpfte Dröhnen eines Autos abzeichnete, das von einem Parkfeld wegfuhr oder nach einem Halt energisch beschleunigte. Der Friseur näherte sich in seiner gezierten Art dem letzten Hauseingang und suchte im Gehen nach dem Schlüssel. Er war sich keiner Gefahr bewusst, die Schritte hinter ihm beunruhigten ihn nicht. Als er vor seiner Haustür stehen blieb, holte ich ihn endgültig ein. Jetzt konnte er mir nicht entkommen, jetzt hatte ich ihn festgenagelt.

Ich ging auf ihn zu und trat nahe zu ihm hin. «Du bist doch dieser Kerl, dieser ...», fing ich an. Ich war eben dabei, seinen Namen auszusprechen, als mir einfiel, dass es besser war, ihn nicht zu nennen. «Du bist doch ... Du bist doch dieser Typ, dieser ... Was du für einer bist, das weiß man doch ...» Während ich sprach, ging ich noch näher an ihn heran.

«Wie? Was? ... Was meinen Sie?», fragte er erstaunt, aber seine Stimme wurde gleich unsicher. «Was wollen Sie von mir?», wollte er ängstlich wissen, und sein Kopf beschrieb dazu mit sägenden Bewegungen eine Acht. Genau das hatte ich gebraucht. Er war tatsächlich ein Affe. Meine Wut konnte wachsen, konnte ganz von mir Besitz ergreifen. Ich fühlte, dass ich mich dem Punkt näherte, an dem ich ihr freien Lauf ließe.

«Das wirst du schon sehen, was ich von dir will», sagte ich lauter. Er sah mich kurz an und blickte gleich wieder in eine andere Richtung. Auf was ich hinaus wollte, konnte er nicht wissen, aber mein Tonfall und mein Benehmen flößten ihm sichtlich Angst ein. Ich genoss das Gefühl, der Stärkere zu sein. Jetzt bestimmte ich, was gespielt wurde, jetzt gab ich den Ton an.

«Was wollen Sie? Wollen Sie Geld?», fragte er mit hoher Stimme und wollte in die Hosentasche greifen. Ich ging nicht darauf ein. «Aha, ein weißes Hemd hast du an ...» Im selben Moment fand ich meine Worte albern und stumpfsinnig. So hatten die Jungen aus der Sozialsiedlung in der Nähe unserer Schule gesprochen, wenn sie Händel suchten.

Ich musste es anders probieren. «Du Blödmann ... Weißt du, was du verdienst?», rief ich und blickte auf die Spiegel seines Hemdkragens. Die Frage zeigte mir erneut, dass ich ihm überlegen war, der Umstand ließ mich kühner werden.

«Was wollen Sie von mir?», wiederholte er. «Ich habe Ihnen doch nichts getan.» Er sah zu Boden. «Bitte lassen Sie mich geh'n ... Ich kenne Sie ja nicht, bitte lassen Sie mich geh'n.»

«Aha, jetzt wirst du klein. Aber du weißt, was du kriegst ...!»

Plötzlich realisierte er, worauf die Sache hinauslief. «Bitte schlagen Sie mich nicht.»

Nun hatte er das Wort ausgesprochen – das war das letzte Quäntchen, das noch fehlte. Jetzt war ich frei. Ich stellte mich breitbeinig vor ihn hin, ballte die Fäuste und hob sie auf Gürtelhöhe. Noch immer hielt mich etwas zurück. Plötzlich hatte ich das übermächtige Gefühl, es sei das Beste, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Einen tüchtigen Schrecken hatte ich ihm bereits eingejagt. Ich hatte ihm gezeigt, dass ich der

Stärkere war. Das genügte doch! Ich stellte die Füße wieder nebeneinander und ließ die Fäuste sinken. Wohl war mir aber nicht bei dem Gedanken, einfach den Rückzug anzutreten; später würde ich mich als Verlierer fühlen, klein und hässlich. Wenn ich jetzt ging, war ich eine Null. Von diesem Kerl musste ich mir nicht auf der Nase herumtanzen lassen! Ich nicht!

Es war mir dennoch nicht klar, ob es mir gelingen würde, meine Hemmungen zu besiegen. Mein innerer Widerstand wurde nur stärker, als ich mich wieder vor ihm aufpflanzte. Ich hob die Fäuste vor die Brust und stemmte das rechte Bein in den Boden, und doch war ich wie gelähmt. Die Zeit schien sich ins Unendliche zu dehnen, das Gefühl machte mich unsicher. Noch ein Umstand, der mir entgegentrat. Noch ein Hindernis, das zu überwinden war! Aber ich musste es tun, wenn ich nicht ein Versager sein wollte. Ich wunderte mich, wie stark sich plötzlich alles einprägte, der Torweg, die Vordächer und die Laternen mit den schwarzen Hausnummern.

Nun musste ich alle Kräfte anspannen. Es musste doch möglich sein, diesen Widerstand zu brechen, der mich zurückhielt! Das Gefühl erinnerte mich an den Moment, wo das Jahresgespräch mit den Vorgesetzten anstand und ich im Besprechungszimmer erwartet wurde. Wenn ich durch den Korridor ging und mich der Tür näherte, hinter der sie in einem Raum mit Holzpaneelen versammelt saßen, war eine ungeheure Anstrengung notwendig, um die Klinke niederzudrücken. Jetzt, an diesem Abend, auf diesem Weg, auf diesen Granitplatten, war alles noch schwieriger, erforderte alles noch mehr Kraft.

Ich weiß nicht mehr, wie ich mich schließlich überwand. Ich war nicht mehr vor diesem Haus, ich war nicht mehr in dieser Stadt. Die Welt um mich erschien wie hinter Glas, war

unwirklich wie im Traum. Ich hob die Fäuste vor mein Gesicht und stemmte mein rechtes Bein wieder in den Boden. Meine Kiefermuskeln versteiften sich, und das gab mir Kraft. Jetzt musste ich es tun, jetzt gab es kein Zurück. Die Sache hatte nun ihre eigenen Gesetze.

Ich blickte auf sein Kinn. Es wurde mir flau im Magen, doch mit einem Mal wusste ich, dass ich zuschlagen würde. Vor meinen Augen flammten Blitze auf, als ich mir den entscheidenden Stoß gab und meine Rechte vorschnellen sah. Es war leichter, als ich gedacht hatte, die Bewegung vollzog sich ganz mechanisch, wie bei einem Automaten. Ich spürte, wie meine Rechte traf, ließ einen Schlag mit der Linken folgen und doppelte mit der Rechten nach. Das Ganze geschah schneller, als ich es wahrnahm. Rechts, links, rechts, so einfach war das. Auf's Mal fühlte ich mich besser, spürte ich wieder, dass ich jemand war, dass ich lebte, hier und jetzt. Dennoch schwang ein seltsames Gefühl mit und hielt im Hintergrund etwas verborgen, das mir seine abweisende Seite zuwandte. Rechts, rechts und nochmals links, dann trat ich zwei Schritte zurück, um seinen Gegenangriff abzufangen.

Der Kerl traf aber gar keine Anstalten, auf mich loszuschlagen, er blieb auf der Stelle stehen, wo ich ihn getroffen hatte. Plötzlich fiel mir ein, dass ich höchst unbedacht vorgegangen war. Ich war in Geschäftskleidung und trug noch immer meine italienische Jacke und eine Krawatte. Er hätte ohne weiteres nach dem schmalen Ende der Krawatte fassen, hätte mich würgen können. Doch er unternahm nichts und blickte mich mit großen Augen an. Zu meinem Gefühl des Triumphs kam das Erstaunen, dass er sich nicht gewehrt hatte.

Er stand da, den Kiefer nach unten geklappt, die Schultern hingen nach vorn, er sah aus, als würde er gleich losheulen. Aus





mit den Sammlungen der Museen vertraut zu machen. Im Zug hatte sie einen Mann getroffen, der eine Weile auch gemalt hatte und nun in einem Auktionshaus arbeitete; er hatte sie ermutigt, ihren Weg weiterzugehen.

Um etwas zu sagen, erzählte ich von einem ehemaligen Arbeitskollegen, der nach London gezogen und dort auf einer Bank tätig war. Der Mann verdiente fantastische Summen und gab das auch zu erkennen, gegenwärtig befand er sich für ein paar Tage in der Stadt.

Wir sprachen über Bekannte und über ihr Befinden. Sandra kam auf einen Friseur zu reden, derjenige, der ihr im Herbst die Haare geschnitten habe. Etwas Scheußliches sei ihm zugestoßen. Er sei überfallen worden, vor seinem eigenen Haus! Ein Unbekannter habe ihn angegriffen, völlig unbegründet. Aus heiterem Himmel! Der Friseur habe ihr nur Unzusammenhängendes berichtet, er wirke noch immer verwirrt. Von Schlägen sei die Rede gewesen, wieder und wieder, von Hilferufen, die niemand gehört habe und von einem Sturz in ein Gebüsch, mit schlimmen Folgen. Ein Pflanzenstängel sei ihm ins rechte Auge gedrungen. Die Polizei habe ihn ins Krankenhaus gefahren, und eine lange Behandlung sei notwendig gewesen, aber eine Besserung habe sich nicht ergeben, auch nicht nach zwei Monaten. Auf dem rechten Auge sei die Sehkraft noch immer gering. Unbegreiflich, die Geschichte, ein Rätsel. Um Geld sei es nicht gegangen. Und nun nähme der Friseur auf dem rechten Auge fast gar nichts mehr wahr ...

Die Nachricht traf mich unvorbereitet. Das war eine Attacke aus dem Hinterhalt, ein heimtückischer Schlag. Die ganze Angelegenheit hatte ich schon fast vergessen. Ich hatte meine Wut ausgelebt, und nichts war geschehen. Mit einem Mal nahm die Geschichte eine schlechte Wendung. Der Friseur war

ernsthaft verletzt. So hatte ich 's nicht gemeint. Wie hatte sich das ereignen können? Warum hatte ich es so weit kommen lassen?

Ich schwieg. Sandra bemerkte meine Betroffenheit und wechselte das Thema. Sie sprach weiter, von Tarotkarten, deren Bedeutung sie eben dabei war zu erlernen. Auf einem niederen Regal lag in der Tat ein Stapel Karten mit altertümlichen, farbigen Motiven. Am liebsten hätte sie mir die Karten ausgelegt, sagte sie, aber sie fühle sich noch zu wenig sicher und wollte damit zuwarten. Ich blickte zum Ölofen und betrachtete die Flamme.

Eine Sekunde überlegte ich, ob ich Sandra alles erzählen sollte, ob ich von der merkwürdigen Mauer zwischen ihr und mir sprechen sollte, von meinem Gefühl, eingeschlossen zu sein, von dem Friseur und meiner Wut. Ich konnte damals nicht reden, ich war wie gelähmt, wie unter Zwang.

Alles war mir unbegreiflich. Wieso war es so weit gekommen? Weshalb war ich in diesen Zustand geraten? Warum hatte ich das getan?

Ich fühlte mich Sandra noch immer nahe. Vier Jahre waren wir zusammen gewesen. Sie würde mich verstehen. Die Dinge mussten ans Licht. Sandra hatte so vieles verstanden. Sie würde mich auch jetzt verstehen. Ich würde reinen Tisch machen, würde alles erzählen. Zu allem stehen, gleichgültig, was kam. Alles hinter mir lassen, einen neuen Anfang machen.

Scheußlich, wieso war das geschehen?!

Sandra hatte so oft die richtige Antwort gefunden. Sie würde mir zuhören. Die Hindernisse, die zwischen uns lagen, würden fallen. Ich musste alles bekennen. Vor ihr stehen, ohne etwas zu verbergen. Und sie würde mich annehmen, wie ich war.

Sandra würde alles lösen. Ich würde wieder ich sein. Ich würde von allem frei werden. Ich würde erzählen, was sich in dem Torweg zugetragen hatte. Jetzt, in dieser Minute, an diesem Tisch.

Im selben Augenblick dachte ich aber an das Gebäude in der Innenstadt, wo ich mich jeden Morgen einfand, an die Reihe der weißen Kunstharzpulte in unserem Arbeitsraum, an den Chef, an seine gestreiften Hemden, seine Uhr mit dem Mondphasenzeiger und an das Gesicht, das er machte, wenn Unangenehmes vorfiel, wie damals, als in der Tagesabrechnung eine große Differenz auftauchte und wir den Fehler nicht finden konnten. Die Prügelei war störend, sie passte nicht in das Bild, das die Bank von sich zeichnete. Wer in ein Ereignis dieser Art verwickelt war, schadete dem Gang der Geschäfte, war belastend, war untragbar.

Das Jahr in Genf, die Beförderung, mein Leben, alles stand auf dem Spiel.

Ich dachte an den Stolz, mit dem mich die Versetzung erfüllte und überlegte, wie man in der Bank auf meine Tat reagieren würde. Es war vorherzusehen. Man würde sich distanzieren, man würde mich fallen lassen, man würde alles beseitigen, was an mich erinnerte. Für ihren Ruf hatte die Bank große Summen ausgegeben. Die Bank hatte Angst vor der Presse und noch mehr vor dem Fernsehen. Und die Fernsehleute brauchten ständig neue Opfer, das hatte ich zur Genüge bemerkt. Auf dem lokalen Kanal würde die Sache vielleicht breitgetreten. Und Sandra? Was würde sie denken, wenn sie hörte, dass ich entlassen worden war? Und dass man auch noch am Fernsehen darüber gesprochen hatte? Sandra. Würde sie sich mit mir belasten? Sie hatte doch jetzt ihren eigenen Weg.